

JENNY GLANFIELD

rowohlt  
e-BOOK

*Hotel  
Quadrige*

ROMAN

DIE GESCHICHTE  
EINER BERLINER FAMILIENDYNASTIE





**Jenny Glanfield**

# **Hotel Quadriga**

Die Geschichte einer Berliner  
Familiendynastie

Aus dem Englischen von Wolfgang Rhiel

## Über dieses Buch

Vor der glanzvollen Fassade des Hotels Quadriga am Brandenburger Tor spielt sich das wechselvolle Leben der Hoteliersfamilie Jochum ab. Der erste Teil der Romantrilogie handelt von den Anfängen 1870, dem Bau des Hotels, den Bällen, Künstlerfesten und Skandalen der Kaiserzeit, den Tragödien des Ersten Weltkriegs, den goldenen zwanziger Jahren und von den politischen Wirren bis zu Hitlers Machtergreifung 1933.

»Hotel Quadriga« ist der in sich geschlossene erste Band einer großen dreibändigen Familiensaga, die anhand des Hotels Quadriga, das dem Adlon in Berlin zum Verwechseln ähnlich ist, eindrucksvoll deutsche Geschichte erzählt.

Weitere Bände: »Viktoria« reicht von 1933 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, »Viktorias Erbe« erzählt vom Wiederaufbau bis zum Fall der Mauer im Jahre 1989.

## **Vita**

Jenny Glanfield lebt in London und auf ihrem Landsitz in Chatelaine.

# Impressum

Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Wolfgang Rhiel  
Titel des Originals: »The Hotel Quadriga«

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Februar 2015

Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Copyright © 2007 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Copyright © 1988 by Jenny Glanfield

Covergestaltung HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich

Coverabbildung Ildiko Neer/Arcangel; akg-images

ISBN 978-3-644-52391-3

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der  
Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG  
behalten wir uns explizit vor.

# Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

*[www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de)*

# Inhaltsübersicht

## Vorbemerkung

### 1871–1894

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

### 1894–1919

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

**1919–1933**

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

«Hotel Quadriga» ist ein historischer Roman. Das Hotel Quadriga hat es außer in meiner Vorstellung nie gegeben, doch schulde ich dem Hotel Adlon Dank, da es als Idee hinter dieser Schöpfung stand. Ebenso sind die Jochums, Kraus, von Biederstedts und andere wichtige Familien und Personen in diesem Roman erfunden. Notwendigerweise werden jedoch in einer Geschichte, die in einem historischen Rahmen spielt, existierende Personen erwähnt und zitiert. Ich habe mich indessen sehr darum bemüht, dass diese Hinweise richtig sind, und der informierte Leser wird zwischen den tatsächlichen und den fiktiven Personen unterscheiden können.

# 1871–1894

## 1

Im Triumphzug ritten und marschierten sie durch das Brandenburger Tor an jenem glorreichen Morgen des Juni 1871, die Reihen der Soldaten in Galauniform, Kavallerie-, Infanterie- und Artillerieregimenter. Ihre Helme glänzten, die Helmbüsche wippten, die Lanzen funkelten, und die Kürasse blitzten. Im Paradeschritt stachen polierte schwarze Stiefel über die gepflasterte Straße. Die Hufe der prächtig geschmückten Pferde klapperten auf dem Stein. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, und lodernde Fackeln wurden in der Luft geschwenkt. Sie leiteten eine neue geschichtliche Ära ein. Sie verkündeten die Geburt eines neuen Reiches – der deutschen Nation.

Karl Jochum war in diesem Sommer dreizehn. Mit seinen Eltern und seiner Schwester stand er inmitten Tausender anderer Berliner Unter den Linden und schrie sich heiser vor Begeisterung, als sie die siegreichen deutschen Truppen begrüßten. Endlos marschierten sie, diese prachtvollen Soldaten, die den Krieg gegen Frankreich gewonnen hatten, als

Preußen ausgezogen waren und jetzt als Deutsche zurückkehrten.

Irgendwann war die Parade zu Ende, und die jubelnden Menschenmassen zerstreuten sich allmählich, doch Karl stand wie angewurzelt und blickte zum Brandenburger Tor mit der Quadriga hinauf – dem von vier stolzen Pferden gezogenen Triumphwagen, von der Siegesgöttin Viktoria gelenkt. Die von Johann Gottfried Schadow geschaffene Quadriga war ursprünglich zur Erinnerung an den Frieden zwischen Frankreich und Preußen 1795 entstanden. Doch nur elf Jahre später hatte Napoleon Berlin eingenommen und die Quadriga nach Paris geholt. Ein schmachvolles Ereignis, das sich, so schworen die Berliner, nie mehr wiederholen sollte. 1814 schlugen die Preußen Napoleon entscheidend und forderten die Quadriga zurück, der sie ein Eisernes Kreuz und einen preußischen Adler hinzufügten, bevor sie wieder aufgestellt wurde.

Ein Mann, der neben Karl stand, folgte seinem Blick. «Ab jetzt», prophezeite er, «wird dieses Tor nicht mehr Preußen symbolisieren, sondern Deutschland.»

Das alles war das Werk des Kanzlers Bismarck. Die ersten dreizehn Jahre im Leben Karls hatte es kein Deutschland gegeben, sondern nur ein Bündnis von etwa 350 souveränen Staaten, das vom militärisch überlegenen Preußen beherrscht wurde. Jetzt hatte Bismarck sie vereint, sodass das neue Reich von Ostpreußen bis an die Grenzen Dänemarks und Hollands ging, die französischen Provinzen Elsass und Lothringen

umfasste und im Süden bis einschließlich Bayern reichte. In einer spektakulären Feier im Spiegelsaal von Versailles war der König von Preußen zum deutschen Kaiser ausgerufen worden.

Widerstrebend wandte sich Karl vom Brandenburger Tor ab und folgte seiner Familie, die im Sog der Truppen langsam Unter den Linden hinabschlenderte. Noch immer hatte Karl die prächtigen Uniformen vor Augen, vor allem das scharlachrot verzierte Weiß der Ersten Brandenburgischen Garde. Er drehte sich zu seinem Vater um. «Papa, wenn ich groß bin, werde ich Gardeoffizier.»

Siegfried Jochum legte den Arm um die Schultern seines Sohnes. «Tut mir leid, mein Sohn, aber das wird nicht gehen. Um Gardeoffizier werden zu können, musst du dem Adel angehören, und die Familie muss eine lange militärische Tradition haben. Ich bin erst kurz vor deiner Geburt aus Wien hierhergekommen, und selbst wenn du auf die Militärakademie gehen dürftest, könnte ich dir doch nicht den finanziellen Zuschuss geben, den du bräuchtest. Die Gardeoffiziere sind die Elite des Landes und werden vom Kaiser persönlich ausgewählt. Du wirst deinen Militärdienst ableisten müssen, aber als gewöhnlicher Soldat, so wie ich.»

Karl nickte, denn die Antwort seines Vaters überraschte ihn eigentlich nicht. Er war einfacher Herkunft.

Sie schlenderten weiter zum Schlossplatz, wo sie ihren kleinen Laden hatten, aber als sie am Café Kranzler vorbeikamen, blieb Karl einen Augenblick stehen und blickte hinüber. «Wenn ich nicht Offizier werden kann, will ich dem

Kaiser auf andere Art dienen. Papa, wir machen unsere Zuckerbäckerei zur größten und besten Konditorei in ganz Berlin. Und dann – eröffnen wir ein Café.»

«Und wer soll es führen?», fragte seine Mutter spöttisch.

«Ich», erwiderte Karl ganz ernst.

Seit seinem achten Lebensjahr war Karl morgens um vier aufgestanden, um seinem Vater beim Backen des dunkelbraunen Roggenbrots, des Gebäcks und der Kuchen zu helfen, die Sigi Jochums Ruf in Wien begründet und in Berlin gefestigt hatten. Inzwischen machte er auch federleichte Backwaren, Marzipan und Konfekt.

«Du wirst bestimmt einmal ein guter Konditor, mein Junge», sagte Sigi Jochum, «aber ein Café führen – ich weiß nicht.»

Karl erwiderte im Augenblick nichts. Er hatte so viele Pläne, so viele Träume, die er verwirklichen wollte.

Schließlich kamen sie über die Spreebrücke und standen vor dem Schloss. Es war ein düsterer, unnahbarer Bau, wo der Kaiser selten weilte, denn er zog die Schlösser draußen in Charlottenburg und Potsdam vor, aber dennoch verkörperte es den Wunschtraum Karls.

«Ich werde in der Garde dienen», sagte er entschlossen.

«Und eines Tages werde ich ein Café eröffnen, in das der Kaiser zum Essen kommt.»

«Der Kaiser isst in keinem Restaurant, mein Junge», erklärte Sigi. «Er isst immer nur im Schloss. Er mischt sich nicht unter das einfache Volk.»

Als Karl mit achtzehn einberufen wurde, war er ein ebenso guter Konditor wie sein Vater, hatte aber nichts von seinem Ehrgeiz verloren, mehr aus seinem Leben zu machen, als nur eine kleine, gemietete Zuckerbäckerei am Schlossplatz zu betreiben.

Karl war größer als Sigi, grobknochig und muskulös. Der ausgeglichene junge Mann mit dem schüchternen Lächeln zog inzwischen die ersten bewundernden Blicke junger Mädchen auf sich, doch seine unbeholfenen Annäherungsversuche riefen meistens nur spöttische Erwiderungen hervor, die ihn kopfscheu und sprachlos machten.

Zu seiner unbeschreiblichen Freude wurde er der Ersten Brandenburgischen Garde in Karlshorst zugeteilt, wo er nach seiner Einweisung der Bursche von Oberleutnant Ewald Graf von Biederstedt wurde. Als Karl den Offizier sah, wurde ihm klar, was sein Vater mit militärischer Elite gemeint hatte, denn der Graf war der bei weitem eleganteste und vornehmste Herr, dem er je begegnet war.

Graf Ewald war dunkelhaarig, hatte runde, glänzende Augen und einen akkurat gezwirbelten Schnurrbart über einem feinen, fast weiblichen Mund. In seiner Offiziersunterkunft beschrieb er knapp die Pflichten eines Offiziersburschen: «Ich erwarte, dass meine Uniformen jederzeit sauber und gebügelt sind und meine Stiefel so blank, dass ich mich darin spiegeln kann. Hast du das verstanden, Jochum?»

Karl salutierte. «Jawohl, Herr Oberleutnant!»

Graf Ewald grinste plötzlich. «Ach zum Teufel, Jochum, du wirst deine Pflichten schnell genug lernen. Jetzt wollen wir Elvira besuchen – sie ist das Einzige, was wirklich zählt.» Er führte Karl aus dem Zimmer, die Treppe hinunter und über den Exerzierplatz zu einem riesigen Stallkomplex. «Verstehst du etwas von Pferden?»

Karl schüttelte den Kopf. «Leider nicht, Herr Oberleutnant.»

Graf Ewald blickte ihn entgeistert an und seufzte dann: «Glaubst du, du kannst es lernen?»

«Ja, Herr Oberleutnant. Wenn Herr Oberleutnant mir Zeit geben, kann ich, glaube ich, alles lernen.»

«Hm.» Der Graf machte bei einer Box halt, in der eine schwarze Stute mit einer weißen Blesse stand. Sie wieherte, als sie ihn erblickte, und senkte den Kopf, um sich tätscheln zu lassen. Karl sah aufmerksam zu, wie der Offizier das Tier streichelte. Um zu zeigen, dass er keine Angst hatte, hob auch er schließlich die Hand und fuhr über das samtene Fell. Elvira blickte ihn unerschrocken an, dann schnaubte sie zustimmend. Karl spürte, dass er den ersten Test bestanden hatte.

Graf Ewald lächelte Karl zu. «Was bist du im Zivilleben, Jochum?»

«Zuckerbäcker, Herr Oberleutnant. Mein Vater hat eine Konditorei am Schlossplatz.» Er merkte, dass der Graf seine schlanken Finger mit den manikürten Nägeln mit Karls kräftigen, ziemlich plumpen Händen verglich. «Ich mache wirklich sehr gute Süßwaren», fügte er zögernd hinzu.

«Ein Konditor, so so. Vielleicht erweist sich das irgendwann einmal als nützlich.»

Karl erkannte sehr schnell, dass Ewald Graf von Biederstedt einen Erfahrungsschatz besaß, den zu erwerben ihn ein ganzes Leben beschäftigen würde. Der Graf sprach gern und hatte in seinem neuen Burschen einen dankbaren Zuhörer. Schleppend erzählte er, dass er 1856 geboren worden war, was ihn zwei Jahre älter als Karl machte, und das älteste von sechs Kindern war. «Der Kaiser ist natürlich mein Pate», bemerkte er beiläufig.

Karl bemühte sich, sein ehrfurchtsvolles Staunen zu verbergen, und konnte es noch immer nicht fassen, dass jemand so Gottähnliches wie Graf Ewald so vertraulich mit ihm sprach. «Wo leben die Familie von Herrn Oberleutnant?»

«Fürstenmark, Karl.» Ewald nannte ihn, wenn sie allein waren, beim Vornamen. «Das liegt in Pommern. Bist du schon einmal in Pommern gewesen, Karl?»

«Nein, Herr Oberleutnant. Aber es ist bestimmt ein schönes Land.»

«Es ist gut zum Jagen und Reiten, aber das ist auch schon alles, was ich dafür sagen kann. Schloss Fürstenmark selbst ist ein feuchtes, dunkles Loch aus dem 13. Jahrhundert, und im Umkreis von dreißig Kilometern leben nur Bauern.»

«Haben die Familie von Herrn Oberleutnant schon immer dort gelebt?»

«Seit es erbaut wurde», seufzte Graf Ewald. «Und bestimmt lebt sie auch noch im 26. Jahrhundert dort. Um ehrlich zu sein,

Karl, für mich ist es der langweiligste Ort der Welt. Meine Heimat ist die Armee, und das soll sie immer sein.»

Karl bemühte sich, in allem Graf Ewald nachzuahmen. Offen imitierte er die manierierte Art und Sprache des Oberleutnants, denn ihm war klar, wenn er in seinem Café die Creme der Berliner Gesellschaft bewirten wollte, musste er lernen, sich wie ein Herr zu benehmen. Seine unbeholfenen Versuche entgingen dem Grafen nicht, der sich keine Mühe gab, seine Belustigung zu verbergen. «Zum Teufel, Jochum», schnarrte er und schlug mit dem Offiziersstöckchen gegen den gewichsten schwarzen Stiefel. «Es hat Generationen gedauert, Männer wie mich hervorzubringen. Ein Bauer kann nicht erwarten, über Nacht ein Herr zu werden.»

Karl war keineswegs beleidigt. «Ich sehe keinen Grund, warum ich nicht versuchen sollte, mehr aus mir zu machen, Herr Oberleutnant.»

Der Graf betrachtete ihn kritisch. «Du gefällst mir, Karl. Mal sehen, vielleicht können wir doch einen richtigen Herrn aus dir machen.»

Unter der Aufsicht des Grafen machte Karl große Fortschritte. Schon bald wusste er, wie er sich in Anwesenheit adliger Damen benehmen musste, konnte ihnen beim Ein- und Aussteigen aus der Kutsche helfen, kannte die Geschenke, die sie bevorzugten, und die Komplimente, die angemessen waren. Er lernte die Namen der guten Restaurants der Stadt und die besten Wein- und Champagnerjahrgänge. Er wusste über alle

Skandale bei Hof Bescheid und alles, was man vom Kaiser wissen musste.

Karl erkannte bald, dass der Oberleutnant das Leben beim Militär weniger wegen des möglichen Ruhms auf dem Schlachtfeld schätzte als wegen der Siege, die anderswo zu erringen waren: auf der Rennbahn, beim Duell und im Boudoir einer Dame. Als er einmal einen wichtigen Brief für den Grafen überbringen musste und sah, dass er nicht an General von Hofer adressiert war, sondern an dessen Nichte, kam Karl erstmals der Gedanke, den Flirt des Offiziers zu seinem eigenen Vorteil zu nutzen. Beim nächsten Mal bat er um Abendausgang und die Erlaubnis, einem Brief des Grafen eine Kleinigkeit beizulegen, die ihn vielleicht unwiderstehlich machen würde.

Zu Hause fabrizierte er ein paar herzförmige, schokoladenüberzogene Kirschen und packte sie ein. «Karl, du bist ein Genie», erklärte der Graf am nächsten Tag. «So was habe ich noch nie erlebt! Ich habe ihr die Pralinen gegeben, und sie war schon ausgezogen, noch bevor ich richtig im Zimmer war!» Und er gab Karl ein reichbemessenes Trinkgeld.

Das war der Beginn eines sehr einträglichen kleinen Handels. Karl verwendete das Geld zum Kauf weiterer Zutaten und nutzte den Ausgang, den er jetzt ohne Schwierigkeiten bekam, um in der Küche seines Vaters Pralinen nicht nur für den Grafen herzustellen, sondern auch für andere Offiziere.

Binnen einem Jahr verlief Karls Leben in geregelten, wenn auch geschäftigen Bahnen. Wenn er nicht dem Grafen diente oder Süßigkeiten herstellte, nahm er sich einiger anderer stark

vernachlässigter Gebiete seiner Bildung an. Zur spöttischen Belustigung der anderen Männer in seiner Unterkunft gab er seinen mageren Sold für den Kauf von Büchern aus und lernte eifrig Französisch, Englisch und Buchhaltung.

Obwohl der Graf Karls Eifer inzwischen widerstrebend anerkannte, konnte er doch nicht den Versuchen widerstehen, ihn von seinen Studien abzuhalten. Sein beliebtester Schachzug bestand darin, ihm Theaterkarten und die Gesellschaft attraktiver junger Damen anzubieten, die offenbar meistens Anna hießen – die Zofen seiner zahlreichen Geliebten. Doch Karl lehnte die vielen Versuchungen stets ab, denn Frauen waren ein Luxus, den er sich einfach nicht leisten konnte. Selbst wenn die Karten nichts kosteten, erwarteten die Mädchen doch, nach dem Theater zum Essen eingeladen zu werden.

«So jemand wie du ist mir noch nicht untergekommen», sagte der Graf einmal beleidigt, nachdem Karl Karten für «Romeo und Julia» und einen Abend mit einem hübschen Schatz zugunsten der Buchhaltung ausgeschlagen hatte. «Wenn von den Mädchen eins an *mein* Bett käme, würde ich sie nicht wegschicken, das weiß ich.»

Karl schloss scharfsinnig, dass der Graf sich offenbar häufig die Zofen ins Bett holte, nachdem er ihre Herrinnen zufriedengestellt hatte. Er und sein Herr hatten offensichtlich unterschiedliche Ambitionen.

Graf Ewald hegte allerdings keinen Groll. «Ich habe die Karten Unteroffizier Kraus geschenkt», erzählte er am nächsten

Tag grinsend. «Er war entzückt, mir einen Gefallen zu tun. Der arme Kraus ist zwar Erbe eines riesigen Vermögens, aber nichts auf der Welt hätte er lieber als einen Titel. Wahrscheinlich läuft er jetzt herum und erzählt, dass er und ich Busenfreunde sind. Nun, wenn ihn das glücklich macht und die Zofe der Gräfin Bensheim für den Abend aus dem Weg schafft, macht das wohl nichts.»

An dem Abend, als Karl dem Oberleutnant eine schön verpackte Schachtel Pralinen überreichte, bevor er zur Gräfin Bensheim ritt, klopfte der ihm auf die Schulter. «Morgen machst du am besten ein paar mehr, Karl. Der Wirkung nach zu urteilen, die sie auf die Gräfin haben, ebnen sie mir vielleicht den Weg zum Herzen der Prinzessin Ida Czerevill.»

Am nächsten Tag stand Karl in der Küche hinter dem Familiengeschäft am Schlossplatz. Auf leicht eingefettetem Papier lagen in Reihen feingeformte Marzipanrosen mit Tautropfen auf den eingerollten Blütenblättern, parfümierte Veilchen, Schneeglöckchen mit einer Zuckerkruste und mit Schokolade überzogene kandierte Früchte. Er nickte zufrieden.

«Du bist ein Künstler, mein Junge», sagte Sigi Jochum. «In all den Jahren, in denen ich Süßigkeiten herstelle, habe ich nie etwas so Schönes gemacht. Du vertust deine Zeit in der Armee, das ist sicher.»

«Nein, Papa, es ist keine vertane Zeit. Ich habe viel gelernt – und ich verdiene etwas.»

«Ach, Geld, das ist nicht das Wichtigste auf der Welt. Du bist jung, Karli, du solltest das Leben genießen.»

«Ich werde es später genießen, wenn ich genug Geld habe, mir die Dinge zu kaufen, die ich haben möchte.» Karl ging durch den kleinen Raum zu einem Berg Schachteln, die auf der Anrichte standen. Er breitete die Schachteln auf dem Tisch aus und hob mit einer Zange behutsam die zarten Leckereien hinein.

Die Arme tief in einem Bottich mit heißem Wasser, scheuerte Klara, Karls Mutter, die klebrigen Tiegel und Pfannen, die Karl gebraucht hatte. Sie war klein, hatte breite Hüften, graue, im Nacken zu einem Knoten gesteckte Haare und trug einen weiten, schwarzen Rock. «Dein Vater hat recht, es ist nicht richtig, dass du in deiner freien Zeit immer arbeitest. Du solltest dir eine Freundin suchen, Karli, und mit ihr Unter den Linden oder im Tiergarten spazieren gehen.»

«Die Zofe einer vornehmen Dame vielleicht, aus einem der feinen Häuser, in die du deine Süßigkeiten lieferst», meinte seine Schwester Grete und blickte von dem Knopf auf, den sie gerade an Karls Uniformrock nähte. «Du bist schließlich ein recht hübscher Junge, jetzt, wo dein Schnurrbart wächst.»

Karl spürte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoss. «Beeil dich. Ich muss um sieben wieder in der Kaserne sein, und wir müssen die Süßigkeiten noch einpacken.»

«Fünfzig Schachteln», zählte Sigi Jochum. Jede trug in dezenten, gotischen Buchstaben den Schriftzug *Karl Jochum*.

«Die sind alle für den Oberleutnant», erklärte Karl ihnen mit leuchtenden Augen. «Er schenkt sie der Prinzessin Czerevill.»

«Der Prinzessin Czerevill ...», murmelte Sigi bewundernd, und Klara blickte stolz auf ihren Sohn.

Nur Grete war nicht beeindruckt. «Was ist so Besonderes an der Prinzessin? Nur ihr Titel unterscheidet sie von uns und macht sie bestimmt nicht besser. Ganz Berlin weiß, dass sie nicht viel mehr als eine Hure ist.»

«Grete!» Sigis Stimme schallte durch die Küche. «Du sprichst mir nicht so!»

Karl runzelte die Stirn und fragte sich nicht zum ersten Mal, wieso er und sie so verschieden waren. Grete lebte in einer Traumwelt, in der alle Menschen gleich waren. Sie hatte die naive Vorstellung, dass der Adel abgeschafft werden sollte und die Jochums den Biederstedts eines Tages gesellschaftlich gleichgestellt sein würden. Sie las ständig über die Französische Revolution, und Clemenceau, der radikale Bürgermeister vom Montmartre, war ihr größter Held.

Es klopfte an der Tür, und Klara eilte durch den Raum, um zu öffnen. «Karli, der Wagen ist da. Grete, wo ist der Rock deines Bruders?» Grete stand auf, um Karl in den Uniformrock zu helfen.

Karl beugte sich zu seiner Mutter hinunter, um ihr einen Kuss zu geben, und verabschiedete sich von Grete mit einem leichten Klaps auf den Po. «Du benimmst dich, junges Fräulein.»

Sigi begleitete ihn nach draußen und stellte die Schachteln mit den Süßigkeiten vorsichtig in den leeren Wagen. Karl sprang zu dem Kutscher hinauf auf den Bock. Er knallte mit der Peitsche, und die alte Stute trottete gemächlich die gepflasterte Straße hinunter.

Vor dem Haus wartete Sigi Jochum, bis der Wagen seinen Blicken entschwunden war. Er war stolz auf seinen Sohn, aber er hatte auch ein bisschen Angst um ihn. Karl schien es nicht als Hindernis zu betrachten, dass er nur von einfacher Herkunft war. Er und Grete glaubten offenbar, Ewald Graf von Biederstedt ebenbürtig werden zu können. Er spürte, wie Klara ihn am Arm fasste. «Komm rein, Sigi. Es ist noch einiges zu tun.»

Sigi schüttelte den Kopf. «Was wird aus unseren Kindern werden, Klara?»

Sie lächelte ihm verständnisvoll zu. «Sie sind noch jung, Sigi. Du wirst sehen, sie werden heiraten und eine Familie gründen und all ihre Flausen vergessen.»

«Abscheuliches Essen», stellte Gustav Kraus fest, schob die Reste eines Schweinekoteletts in kaltes Kartoffelpüree und legte Messer und Gabel auf den Teller. «Berlin ist angeblich die Hauptstadt Deutschlands, aber nirgendwo gibt es ein Restaurant, das etwas Essbares bietet. Wie kann der Staat erwarten, ausländische Geschäftsleute herzulocken, wenn das die Einrichtungen sind, die er ihnen bietet?» Voller Missmut

blickte er sich im Speisesaal des Hotels Konrad um, wo er während seines kurzen Besuchs in der Stadt abgestiegen war.

Auch sein Sohn Heinrich legte Messer und Gabel weg. Er war, wie Gustav, ein kräftiger Mann mit einem gesunden Appetit. Er wusste, als er sich in seinen Stuhl zurücklehnte, dass er in der Uniform der Ersten Brandenburgischen Garde eine blendende Figur machte. «Sogar das Essen in der Kaserne ist besser», pflichtete er bei. «Bist du in letzter Zeit mal in der Wilhelmstraße gewesen? Da schießen Neubauten, Botschaften und Paläste aus dem Boden. Und das Bankhaus Arendt hat eine neue Zentrale in der Behrendstraße eröffnet. Vielleicht sollten wir selbst ein Hotel bauen.»

Gustav betrachtete kritisch seinen Sohn. «Vielleicht hast du recht, aber Immobilien ist etwas, wovon ich nichts verstehe. Ich bin Ingenieur, mein Junge, vergiss das nicht. Und Kraus ist ein Bergwerks- und Industrieunternehmen. Damit haben wir unser Geld gemacht.»

Heinrich nickte, denn die Geschichte der Kraus-Werke erzählte sein Vater wieder und wieder. Gustav Kraus war Anfang zwanzig gewesen, als er durch seine Frau ein abgewirtschaftetes schlesisches Stahlwerk geerbt hatte. Er hatte die meisten Arbeiter an die Luft gesetzt und diejenigen weiterbeschäftigt, die billige Messerwaren herstellten. Binnen zwei Jahren erwirtschaftete die Firma wieder einen Gewinn und bekam den hochtrabenden neuen Namen Kraus-Werke. Seitdem hatte die Firma keine Rückschläge mehr erlitten, denn

Kraus war zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen – in der Stahlbranche im Zeitalter der Eisenbahn.

Er erhielt einen Staatsauftrag für Eisenbahnräder. Dann nahm er die Panzerung der verschiedensten Schiffs- und Fahrzeugtypen ins Programm und übernahm anschließend die Kruppsche Idee einer Kanone aus Gussstahl. In den frühen 1870er Jahren wurde er offiziell zum Waffenlieferanten der deutschen Nation ernannt. Mit den Gewinnen erwarben die Kraus-Werke ein Riesenunternehmen im Ruhrgebiet und ein Chemiewerk in Berlin-Wedding.

«Nimm unser Werk in Wedding», fuhr Gustav fort. «Ich bin ein Wagnis eingegangen, als ich es vor zehn Jahren gekauft habe. Ich verstand nichts von Chemie. Viele hielten mich für verrückt, eine Fabrik zu kaufen, die Farben, Farbstoffe, Klebstoff und Bohnerwachs herstellte. Was will der alte Kraus damit anfangen, haben alle gesagt. Aber ich rechnete mir aus, dass es gewinnbringend wäre, selbst Sprengstoff zu produzieren, statt ihn zu kaufen. Und ich hatte natürlich recht. Einen schlaunen Schlesier kriegt keiner.»

Heinrich lächelte matt. In den zehn dazwischenliegenden Jahren war das Kraussche Chemieunternehmen derart gewachsen, dass es zu einem örtlichen Wahrzeichen geworden war. Viele Kilometer weit konnte man die hohen Schornsteine sehen, die schweflige, schwarze Rauchwolken ausstießen. Mehrere hundert Menschen fanden bereits dort Arbeit.

Das war allerdings nicht die Zukunft, wie Heinrich sie für sich sah. Er war stolz auf die Leistungen seines Vaters, weigerte

sich aber, sich von ihnen einschränken zu lassen. Für ihn stand bereits fest, dass er ins Immobiliengeschäft einsteigen würde, in dem bestimmt eine Menge Geld zu verdienen war.

Er hatte auch noch andere Pläne, bei denen nach seinem Willen sein Militärdienst in Karlshorst eine nützliche Rolle spielen sollte. «Ewald Graf von Biederstedt und ich sind dabei, enge Freunde zu werden», erzählte er seinem Vater. «Wir hatten neulich Theaterkarten.» Er berichtete allerdings nicht, dass er die Zofe der Gräfin Bensheim ausgeführt hatte, während Biederstedt mit ihrer Herrin schlief.

«Graf Ewald ist ein Patenkind des Kaisers», sagte Gustav nachdenklich. «Seine Familie mag ja große Ländereien in Pommern besitzen, aber sie hat nicht unser Geld, Heinrich. Du tust gut daran, dich gut mit dem Grafen zu stellen.»

Heinrich wusste, dass Oberleutnant Ewald Graf von Biederstedt ihn als neureichen Emporkömmling betrachtete, als Bürgerlichen, der nicht wichtiger war als sein Bursche Karl Jochum oder seine Stute Elvira, aber er war entschlossen, dass dies nicht immer so bleiben sollte. «Graf Ewald hat drei Schwestern. Die beiden älteren sind bereits vergeben, aber Julia, die jüngste, ist erst dreizehn. Ich habe vor, sie zu heiraten, Vater.»

Bevor sein Vater antworten konnte, trat ein Ober an ihren Tisch. «Herr Konrad entbietet die besten Grüße, Herr Kraus, und lässt fragen, ob die Herren vielleicht einen Cognac trinken möchten. Selbstverständlich als seine Gäste.»

wachsende Beklemmung. Ihr geliebtes Hotel schien zu einem Schrein für Otto Tobisch geworden zu sein.

Um sechs Uhr wurde der Hoteleingang geschlossen und verbarrikadiert, und draußen bezogen Polizisten Posten. Wenn das ein Vorzeichen des Kommenden war, konnte es kaum deprimierender sein.

Im Triumphzug marschierten sie durch das Brandenburger Tor an jenem winterkalten Abend des Januar 1933, die dichtgeschlossenen Reihen der SA in braunen und der SS in schwarzen Uniformen, das schwarze Hakenkreuz in einem weißen Kreis auf ihren blutroten Armbinden, voran die riesigen Standarten. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, und lodernde Fackeln wurden in der Luft geschwenkt. Vielstimmig erschollen die alten, vaterländischen deutschen Lieder. Gleichmäßig marschierten glänzende, schwarze Stiefel im Paradeschritt über das Pflaster, Tausende und aber Tausende, Stunde um Stunde, und die Massen, die die Straßen säumten, hoben den Arm und schrien wie im Wahn: «Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!»

An der Spitze einer der Kolonnen marschierte Sturmführer Otto Tobisch. Er war absolut sicher, dass dieses Schauspiel militärischer Stärke den Berlinern – und der übrigen Welt – überzeugend bewies, dass Deutschland nicht mehr unter den Demütigungen des Versailler Vertrages zu leiden brauchte.

Er blickte kurz zum Hotel Quadriga hinauf und schickte eine stumme Botschaft an Viktoria Kraus. «Von jetzt an werde ich

das Recht haben, mit deinem Hotel zu machen, was ich will, denn von jetzt an sind wir die Herren Deutschlands!» Es schien, als hätte er sein ganzes Leben auf diesen Tag hingearbeitet, und endlich war er gekommen!

Die gedrängt auf dem Balkon des Hotels Quadriga stehenden Menschen konnten keine Gesichter erkennen. Sie sahen nur den Schein der Fackeln. Viktoria hatte den Kragen ihres Zobelmantels gegen die scharfe Nachtluft hochgeschlagen, sodass er ihr bleiches Gesicht einrahmte, und starrte besorgt auf die Marschierenden. Irgendwo unter ihnen war Otto Tobisch, schritt triumphierend durch den Mittelbogen des Brandenburger Tores, wo ihr Vater vor fast genau vierzehn Jahren sein Leben unter den Rädern eines Freikorps-LKWs verloren hatte.

Sie sangen das Horst-Wessel-Lied.

«Das haben sie an dem Abend gesungen, als sie Emmys Konzert gestört haben», murmelte Luise. «Ich werde dieses Lied bis an mein Lebensende verabscheuen.» Sie fasste Viktorias Arm. «Wie viele sind es?»

«Wenn du den Stahlhelm mitrechnest, gibt es in Deutschland bestimmt über zwei Millionen SA-Männer», erklärte Baron Kraus bedeutsam. «Deine Cousine Olga hat keine Chance gegen sie.»

«Und wir?», fragte Luise leise. «Welche Chance haben wir?»

Viktoria drückte ihr beruhigend die Hand.

«Bist du nicht stolz, Deutsche zu sein?», fragte Benno Monika. Viktoria merkte, dass er sehr bewegt war von der

Parade, der Militärmusik, den Flaggen und der patriotischen Inbrunst der Massen. Sie konnte seine Gedanken fast lesen. Deutschland war wieder stark!

Ihre zwölfjährige Tochter schwenkte ausgelassen ihr Hakenkreuzfähnchen. Ihre Augen leuchteten, und ihre Stimme war heiser vor Begeisterung. «Ich wollte, ich wäre ein Mann», sagte Monika sehnsüchtig, «dann könnte ich mitmarschieren.»

Sie wandte sich zu Stefan. «Stefan, wärst du nicht gern Soldat?»

Stefan zog liebevoll an ihren dicken, blonden Zöpfen, und Viktoria wunderte sich nicht zum ersten mal, dass ihre Kinder so verschieden waren. «Eigentlich nicht», antwortete er, «und ganz bestimmt möchte ich nicht zur SA gehören.»

«Siegreich wollen wir Frankreich schlagen ...», brüllten die unter ihnen vorbeiziehenden SA-Männer das alte Kampflied aus den Napoleonischen Kriegen. In einem Begeisterungstaumel fielen die Massen mit ein.

«Dieses ‹Sieg Heil!› und diese Massen, kommt dir das nicht bedrohlich vor?», fragte Stefan.

Ricarda legte den Arm um seine Schultern. «Stefan, du bist selbst Berliner, und du solltest die Berliner verstehen. Früher haben wir zu Tausenden an den Straßen gestanden, um einen Blick auf den Kaiser zu werfen, um Hochzeitszüge und Trauerprozessionen zu sehen. Gestern war es, um die Kommunisten zu sehen, heute die SA. Aber das Schöne an uns Berlinern ist, wie ich vor langem erkannt habe, dass wir uns tief im Innern immer eine gesunde Skepsis bewahrt haben.

Keiner von uns mag die SA, aber wir ertragen das noch ein bisschen und geben Hitler eine Chance.»

Viktoria empfand eine plötzliche und überwältigende Dankbarkeit für die heitere Vernunft ihrer Mutter. Vielleicht hatte sie selbst es zugelassen, dass ihre Angst vor Otto ihr den gesunden Menschenverstand geraubt hatte. «Deine Großmutter hat bestimmt recht», beruhigte sie Stefan. «Und im Übrigen, wenn uns Hitler nicht passt, können wir ihn immer noch abwählen.»

Ihre Worte gingen fast unter in einem Trommelwirbel unten auf der Straße, dem pompös das Deutschlandlied folgte: «Deutschland, Deutschland über alles ...»

Mitternacht war vorbei, als der Fackelzug endete. Langsam verliefen sich die Massen, die Polizisten bekamen dienstfrei, und die Gäste des Quadriga begaben sich zu einem wohlverdienten letzten Glas an die Bar. Nach und nach zogen sie sich, nachdem sie sich zu einem äußerst zufriedenstellenden Tag beglückwünscht hatten, auf ihre Zimmer zurück. Ein Licht nach dem andern erlosch, bis nur noch der Schein der Lampen in der Halle auf die Linden fiel.

Kleine weiße Flocken bedeckten die schmutzigen Stiefelabdrücke der SA-Männer unter dem Brandenburger Tor, hüllte die Quadriga mit den vier tänzelnden Pferden in eine Decke aus Schnee. Mit heldenhaft erhobenem Arm hielt Viktoria, die Siegesgöttin, einsame Wacht über die Straßen Berlins.